

Marie v. Ebner-Eschenbach +

Von Dr. Rudolf Birk.

Der Hochmut ist ein plebejisches Laster. Das ist ein Satz, dessen Erkenntnis jeden Ringenden, dessen Formulierung jeden Schaffenden erbt; vollends aber einen, dessen Wille in den Gemüthern der Hochmüthigen dieser Erde geklungen hat. Man findet das weisse Dymomon unter den Apportsknen von Marie v. Ebner-Eschenbach, unter den hundert merkwürdigen im halben Tausend ihrer Sinnbilder. Die Generalgattin hat dieses Verleumdung auf der Höhe ihrer Weltfernung nie-dergeschrieen, die Grafenochter hat es seit jählichen Jugen-tagen den Handlungen ihres Lebens, den Gebilden ihrer Kunst als Magime zu Grunde gelegt. Komtesse Marie Dubsky wurde im Jahre des Bürgerkriegs auf einem mährischen Edelfitz geboren, der noch zu Großvaters Zeiten von selbigen Bauern bebaut worden war; sie stand schon in der Mitte des Jungfrauenalters, als im Osten ihres öster-reichischen Vaterlandes noch der Kampf zwischen den patriotisch herrschenden Starosten und den slavisch unter-drückten Bauern tobte; sie hatte ihrem Vater, dem Haupt-mann (späteren General) Freiherrn Ebner v. Eschenbach, schon die Hand zum Lebensbunde gereicht, als der Antrag auf Lösung des Untertänigkeitsverhältnisses, den Hans Dub-sky auf dem konstituierenden österreichischen Reichstag von 1848 gestellt hatte, Gesetzeskraft erhielt. Dieses Ehefräulein wurde von einem bürgerlichen Vater, gütigen Ehefräulein (der alte Graf Dubsky war viermal verheiratet), stillen aristo-kratischen Großmüttern, wenig bedeutenden, bald zünftigen, bald submissiven Gouvernanten französisch erzogen, von einem gutmüthigen sächsischen Vater in die Eittenlehren der katho-lischen Kirche eingeführt. Diese Ehefrau war allen Ein-flüssen der Wiener aristokratischen Gesellschaft in der Real-tions- und Konfessionszeit des Kaiserthums ausgesetzt, sie gehörte als Gattin eines — freilich ungewöhnlich gebildeten und auf-geklärten — Armeefunktionärs dem militärischen Kreise des großen „Händigers“ Rabesky an, sie genoss alle gesellschaft-lichen Vorzüge ihrer bevorzugten Abkunft, ihrer hervorragenden Stellung. Und sie wurde, allen Gesetzen von Willen und Vererbung zum Trotz, vielseitig unter dem Zwang des Ge-heimen vom Gegenstand einer Mäcchlerin ihres Standes und eine der mittelvollsten und einflussigsten unter den Damen-herren und Bauernbesitzern Oesterreichs. Der Sprößling alter katholischer Feudalherren wurde eine politische Kriegerin, eine Kriegerin im besten, im künstlerischen Sinn des Wortes und ein frei gesinnter Mensch, dessen Metaphysik erst hinter den Dogmen des Kirchenglaubens ansetzt. Der Bögling tschechischer Patrie-her und französischer Gouvernanten stellte sich in die erste

Reihe deutscher Schriftsteller. Sie empfand deutsch, die Ge-netralin v. Ebner geborene Gräfin Dubsky aus Böhmen, ohne freilich jemals an den Geist des österreichischen Leuti-nismus Gesallen zu finden. Sie wurde keine Mäcchlerin der deutschen Sprache, sie bereicherte sie nicht und es war sie nicht gegeben, deren verborgene Schätze zu heben. Aber sie verstand es, mit den gebräugten Mägen der deutschen Sprache höchst handesgemäß Haus zu halten und man verübte es nicht, wenn der österreichischen großen Dame hin und wieder, sei es selbst auf ihrem besondern Konto, den Apportsknen, ein Studium unterließ.

Man darf sich nämlich weder durch das Hufschwenken einer Landmannschaftlich freundlichsten Kritik noch durch die Mä-d-linge gesellschaftlich Ehregeiziger betören lassen, die immer ge-neigt waren, in der Mäcchlerin die Gräfin zu ehren: Das Reich-tum, das Besondere an der Erscheinung Marie v. Ebners ist nicht die Stärke ihres Könnens, nicht die Tiefe ihres Erfor-nens, vollends nicht die Kraft oder die Wärme ihrer Phantasie. Es liegt in dem Dreikast ihres Lebensgymniums, in der Tiefe ihrer Kunst, der Antithese ihrer Abkunft, die sich beide in der Synthese ihres Menschentums so schön vereinen. Die Baronin, die edelbürtige Gräfin, hat den Hochmut überwin-den, sie empfand ihn als plebejisches Laster; aber sie war mit dem Begriff des Plebejisches weder menschlich noch künst-lerisch fertig geworden. Selten nur hat sie, wie es Ange-brüder vermochte, die wuchtigen tragischen Konflikte, die prachvollen Lächerlichkeiten der Plebejer mitfühlend gestaltet, niemals gleich Hoheger aus hundertausend Einzelgügen die Totalität des österreichischen Geblütes zusammengetragen. Nicht in einem der Klagen, aber in einem der am meisten charakteristischen ihrer Stimmprache sagt sie: „Mitleid ist Liebe im Reglig.“ Dieses frauenhaft aristokratische Gleichnis ist kennzeichnend für ihr Empfinden. Sie ist immer ein wenig im Reglig der Ehefrau, der großen Dame, wenn sie sich — vielseitig durch die flitternde Feste — über den bemittel-ten, bescheidenen Abkömmling aus dem Dorfe verhält. Ihr Mittelst äußert sich durch die Gebärde des güldenollen Herab-neigens und nicht selten schließt sie in einer plötzlichen unwill-kürlichen Reflexbewegung des Brauens und Glases zusammen. Sie wird hart und bitter, wenn sie von den Dörfern, den einsigen Untertanen ihres Gemüths, spricht. Sie grei-ft nicht, daß bei ihrem Vernunft Unfuss, Wohlthat Klage wird. Zwar weiß sie, wer sie geküßt hat, und doch groß sie ihnen, weil sie hinken. Nur einzelne Perlen ihrer Kunst, wie die tiefe Seelenstudie „Die Erbsenfrau“ schimmern von ihrer höchsten Liebe, die nicht im Reglig einhergeht, die auch aus dünnem und verborgenen Schächten Schätze an-zieht fördert.

Aber ihre ganze Liebe, die Liebe des vaterländischen Be-

bes, dem die Kinder verjaagt sind, gehört den Kindern. Wohl durfte sie eines ihrer Gedichte (sie hat deren kaum ein Duzend veröffentlicht) in die berühmte gewordene Worte ausklingen lassen: „Durch meine Liebe, euer Lieber Kraft Wogit an mir ein schönes Wunder sich. Die Kinderlose hat die meisten Kinder.“ In einem Kinderkörper führen sie die Lumpen nicht, noch im Kinderamtlich die Spuren früher Ver-hertheit: sie sieht mit Freunden durch tiefes Verderben ein menschliches Herz. Hierin eine Schülerin Rousseaus, steht sie alles gut aus den Händen des Schöpfers kommen und erst unter den Händen der Menschen verformt werden. Ihre Erzählung vom „Gemeindekind“, die sie sechs-unfünfzigjährig schrieb, erschloß ihr die hohe zeitliche Seele, in der die Erzähler thronen. Dieses Buch ist ein hohes Stüb der Läuterung, die auch der verflochtenen, verflochtenen Seele gegönnt ist, sobald sie von einem Strahl der wahren Liebe, die zu solchen vernag, ernährt wird. Das eminent Erzählerische des Buches aber liegt in seiner Abgleichung aller Pädagogik. Der vielgefundene Pöbel wird trotz der glücke seiner lieben Mitsüßiger, trotz der Verworfenheit seiner Er-zähler ein ganzer Kerl, während sein Schwelgereich Milada unter den zärtlichen Händen der alten braven Aristokratin, dieser dilettierenden Erzählerin, und der wohlmeinenden Nonnen ihr ewiges Heil gewinnt, aber ihr irdisches Ziel allzu-fach verliert. Frau v. Ebner hat Erziehungsprobleme noch oft aufgenommen, Kinder- und Elternfragen mit wahrer Vor-liebe diskutiert. Sie variierte das Thema des „Gemeinde-kinds“, diesmal, in schon späteren Jahren, in etwas leichterem Ton; der junge Ebnel in „Unverdorben“ ist ein leichtlebiger und leichtmüthiger Nachfahre des patriarchalisch gefassten Pöbel. Die kleine Milada erhielt gleichfalls nach Jahren einen Schicksalsgenossen: den „Vorzugschüler“, der von einem wohl-meinend bormierten Vater zu Lode gezogen wird. Und noch mehr als einmal taucht das Pöbel-Problem auf. Ueber ihre eigene Kindheit hat sich Frau v. Ebner in allen Lagen ihres Lebens Gedanken gemacht und sie hat deren bedeutsame Momente in ihrem selbstbiographischen Werkchen „Aus meinen Kinderjah-ren“, erzählt und in einer der frühesten ihrer Erz-ählungen („Die erste Weichte“) gestaltet. Wieder streift sie Erziehungsfragen, ihre Gräfin Emma, ihr (etwas blässer und an fremden Muehen gefärbter) Rittmeister Brand, ihre aufopfernden und liebens-werten Erzieherrinnen, sie alle erheben mit dem Reizegnis zur richtigen und liebevollen Behandlung von Kindern das Eintrittsbillet zur europäischen Kultur. Aber sie alle gehören den höheren Ständen an, nur in diesen findet man die — freilich fast durchweg erfolglosen — Erzieher. In den unter-ren Schichten erscheint wohl hin und wieder eine gute Mutter,

gegeben hatte, doch nach reiflicher Über-

aber fast durchweg als etwas klägliche Mäcchlerin mit der Gloriole ums Haupt. Die Väter sind (wie so oft in Frauen-büchern) zumelst Vären, die das Fortpflanzungsgeschäft be-sorgen und dann die Früchte ihrer Lenden zu verfrachten ge-neigt sind. Selbst ihrer Unglücksvater, der seinen Jungen durch blödsinnigen Ehrgeiz in die Donau treibt, aber es immerhin gut mit ihm gemeint hat, ist ein Dostwielgebil-beter. Ein Aristokrat ist der pater dolorosus, der in seiner Tochter die Inkarnation des „Schändlichen“ erkennt und sie mit eigener Hand niederstößt; ein Mann der gebildeten Stände ist jenes physischische „Original“, dessen Geist mit der Geburt seiner Lieblingsochter erweckt wird und am ihrem frühen Todestag wieder in sein altes leibhaftiges Kindam-mern versinkt.

Von keinen Zichpunkten den Kindern, einzelnen Frauen, abgesehen, herrscht wirklich die Macht der Finsternis in den banatischen Dörfern der Frau v. Ebner; jene Finsternis, in der die Mißgeburten Jolas, die Ungetime Tosthals ihr Wesen treiben. Der Bauer erscheint ihr nicht anders als dem jüdi-schen Kreisphysikus (in der gleichnamigen Novelle von 1882): dumm und faul, aber gleich dem Tiere nicht verantwortlich für seine Dummheit und Faulheit. Ausnahmeweise, so in der Gestalt des historischen Jakob Szela, wird er ausgelassen ins Heroische und ins Hündische stilisiert. Erzählungen wie „Das Gemeindekind“ wie „Glaubenslos“ wie „Un-verdorben“, selbst wie die sein empfundene aber etwas breit auslaufende Charakteristik der „Unverdorbenen auf dem Dorfe“ beweisen, daß sich die Baronin keinen Illusionen über den Kulturstand ihrer Untertanen von gestern hingab.

Frau v. Ebner wäre keine erste Künstlerin gewesen, wenn nicht ihr eigener Lebenskreis, der österreichische Adel, in ihrer Produktion einen fast so breiten Raum ein-nähme, wie das englische Bürgerthum bei Dickens, die fran-zösische Gesellschaft bei Balzac. Sie betrachtete den Pöbel, wie man auf ein überwundenes Stadium des eigenen We-sens zurückblickt: mit einem Lächeln, das halb spöttisch über-legen, halb ironisch ausgeht, halb humoristisch gerundet, halb herzlich aufmunternd, dann wohlthätig ist und das wohl auch einmal durch Tränen der Rührung abgelöst wird. Auch im Born verlor sie nicht das Gefühl der Zusammengehörigkeit. Hier, wo sie sich heimlich fühlte, wechselte sie bei Betrachtung der Gesellschaft den Augenpunkt. Für die aristokratischen Herren zeigte sie keinen scheuen Respekt, den sie für den braun-migen Vater, jene unbegrenzte Hochachtung, die sie für den viel älteren Gatten empfunden haben mochte. Sied dieser Bränden sind edel, gütig, aufopfernd, heroisch, alle stolz, in-po-sant, einzelne freilich ein wenig ungeschöffen, ein wenig steif und etwas langweilig. Unter den Frauen finden sich mehrere, die klüger, moderner, feinsinnlicher sind als die